Reflexionen des eigenen Handelns : Kurzbeiträge zu tätiger Geschichtswissenschaft = Réflexions sur sa propre pratique : contributions succinctes sur la science historique actuelle

Autor(en): **Chiquet, Simone / Hildbrand, Thomas / Schaffner, Martin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **8 (2001)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-19991

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

REFLEXIONEN DES EIGENEN HANDELNS

KURZBEITRÄGE ZU TÄTIGER GESCHICHTSWISSENSCHAFT

REFLEXIONS SUR SA PROPRE PRATIQUE

CONTRIBUTIONS SUCCINCTES SUR LA SCIENCE HISTORIQUE ACTUELLE

Unser Thema, das Ausstrahlungskraft, Bindungsmacht und Verführungskunst der Geschichte und der Geschichtswissenschaft in den Mittelpunkt des Interesses stellen will, verleitete uns zu einem experimentell anmutenden Schritt. So haben wir die Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats von *traverse* um einen kurzen essayistischen Beitrag gebeten. Dabei sollten sie durchaus auch einen etwas persönlicheren Ton anschlagen dürfen, als dies sonst in (geschichts)wissenschaftlichen Zusammenhängen üblich ist. Wir informierten die Beirätinnen und Beiräte dahingehend, dass unter dem Arbeitstitel «Macht und Ohnmacht der Geschichte» der Frage nachgegangen werden soll, in welchem Verhältnis Geschichtsforschung, Macht und Gesellschaft zueinander stehen.
Als Einstieg ins Thema formulierten wir fünf Fragen, mit denen sich die Beiträge in beliebiger Form auseinander setzen konnten:

- Welche Erwartungen haben Sie an Geschichte, welche an die Gesellschaft?
- Hat sich Ihre Einstellung im Laufe der Zeit verändert?
- Warum arbeiten Sie als HistorikerIn?
- Haben Sie ein eher emotionales oder ein eher rationales Verhältnis zur Geschichte?
- Welche Wirkungen wünschen Sie sich für Ihre Arbeit?

Simone Chiquet, Thomas Hildbrand

Ce dossier thématique, qui veut ouvrir un débat sur la force de rayonnement, le pouvoir de contrainte et l'art de séduction de l'histoire et de la science historique, nous a amené à choisir une démarche à première vue expérimentale. Nous avons demandé aux membres du comité scientifique de *traverse* de rédiger une brève contribution sous forme d'essai, en leur laissant la liberté d'y insérer une note un peu plus personnelle, que ce qui est généralement le cas dans les ouvrages scientifiques ayant trait à l'histoire. Avec comme titre de travail «Pouvoir et impuissance de l'histoire», nous les avons alors conviés à examiner quels étaient les liens entre recherche historique, pouvoir et société.

Pour point de départ, nous avons soumis aux membres du comité scientifique les cinq questions suivantes qu'ils pouvaient traiter sous la forme de leur choix:
- Quelles sont vos attentes par rapport à l'histoire d'une part, et à la société d'autre part?
- Votre attitude a-t-elle changé au fil des années?
- Pourquoi travaillez-vous comme historiennes et historiens?
- Avez-vous un rapport émotionnel ou plutôt rationnel avec l'histoire?
- Quels effets souhaitez-vous que votre travail produise?

(Traduction: Chantal Lafontant)

WAHRHEITEN

Im Jahre 1769 veröffentlichte der französische Jesuitenpater Henri Griffet ein Buch mit dem Titel *Traité des différentes sortes de preuves qui servent à établir la vérité de l'histoire.*[1] Der Publikationsort lag ausserhalb von Frankreich, in Lüttich, denn Griffet war im Exil. Das Pariser Parlament, höchste richterliche Instanz im Königreich Frankreich, hatte ihn im Zusammenhang von Auseinandersetzungen um den Jesuitenorden (dessen entschiedener Verteidiger er war) verbannt. Griffet war nicht irgendwer; Sohn eines Justizbeamten aus der Provinz, hatte er es zum Prediger am Hof von Louis XV. und zum Berater des Dauphin gebracht, eine Position, mit der nebenbei die Funktion eines Beichtvaters im Bastille-Gefängnis in Paris verbunden war. Griffet war ein Theologe mit einem starken Interesse an Geschichte. Er gab die Werke bekannter Historiker Frankreichs heraus und verfasste eigene Darstellungen, zum Beispiel eine *Historie de Louis XIII.*

Sein *Traité* ist lesenswert, weil der französische Jesuit darin Kriterien definiert und propagiert, mit denen fiktionale und wissenschaftliche Texte eindeutig und zweifelsfrei, wie er meint, unterschieden werden könnten. Nicht, dass Griffet etwas gegen Gedichte und Romane hatte: «Ceux qui composent ces sortes d'ouvrages, ont atteint le but de leur art, quand ils ont trouvé le secret d'amuser les Lecteurs par des fictions agréables.» (S. 2) Aber ein Historiker habe sich an andere Regeln zu halten: «Mais un Historien est obligé de se renfermer dans les bornes de la plus exacte vérité.» Denn die Geschichtsschreibung verfolgt andere, höhere Ziele als die Literatur: «C'est la vérité que l'on cherche, et que l'on doit trouver dans l'Histoire; elle est faite pour instruire [...].» Es ist die Wahrheit, die man in der Geschichte suchen muss und finden kann, um so Lehren aus ihr zu gewinnen.

Griffets Bemühen, Fiktionalität und Faktizität zu trennen und den höheren Rang

der Historiografie zu begründen, wirkt zugleich verstaubt und belebend. Überhört man das Pathos, mit dem er sein Plädoyer vorträgt, und entledigt man seinen Gedankengang aller hierarchisierender Polemik, so blitzt ein Anliegen auf, das an Aktualität nichts verloren hat. Ich meine die Orientierungszeichen, die man später «Objektivierungspostulat» und «Wahrheitsanspruch» genannt hat und an denen sich die wissenschaftliche Geschichtsschreibung noch immer auszurichten hat, auch wenn damit nicht Griffets Kriterienkatalog und auch nicht die besondere Wahrheit gemeint ist, die er im Auge hatte. Denn sie fördern und beleben die aufklärerisch-kritischen Denkbewegungen, an denen mir als Historiker liegt. Darum möchte ich (ein Nachkomme von Hugenotten und Bürger eines demokratischen Staates) die Stimme dieses Jesuiten und Dieners französischer Könige keinesfalls überhören.

Martin Schaffner, Professor an der Universität Basel

POTERE E DEBOLEZZA DELLA STORIA

Poche considerazioni, scritte, tra l'altro (siamo a fine agosto) con in mente le immagine televisive del romano «Giubileo dei giovani»: folle oceaniche, tensione emotiva, proclamazione di valori, entusiasmi anche (soprattutto?) dai laici […] un'apoteosi della religione-spettacolo, totalmente aliena da cosciente riflessione storica. Non si pretendeva certo un'analisi, tanto meno scientifica, sulla storia del Giubileo, sulle motivazioni – non solo religiose – che l'hanno condizionata e che pure sono state esplorate, negli ultimi mesi, da una bibliografia ricchissima, non priva, almeno in qualche caso, di valore. Ma ci si chiede quanti dei ragazzi convenuti a Roma (e dei commentatori troppo entusiasti che li osservavano) fossero consapevoli che l'avvenimento, nelle forme in cui si svolgeva, era fortemente legato all'evoluzione storica degli ultimi vent'anni, all'affermarsi, ma anche al crollo, di certezze politico-spirituali e di frontiere materiali: basterebbe osservare che tra i gruppi più numerosi e acclamanti figuravano quelli provenienti dai paesi dell'Est europeo – Polonia, ovviamente, in testa – formati da giovani moltissimi dei quali uscivano dai confini del loro paese per la prima volta. Così come si è atteso inutilmente da qualcuno protagonista o osservatore – un accenno alle molte, sofferte confessioni, ammissioni di colpa, richieste di scusa, che la Chiesa, per bocca delle sue massime autorità, ha ritenuto di fare, spesso in toni drammatici, per scelte di un passato anche lontano, riconosciute ora come inopportune, male attuate, povere di carità cristiana (ma, in genere, non come sbagliate). Nel trionfalismo, nell'autocelebrazione del Giubileo romano

non c'era più posto per l'autocritica, nemmeno per la semplice riflessione su se stessi, meno ancora per una noiosa riflessione storica.
Una prova, tra le tante, dell'attuale impotenza di questa disciplina, una volta citata come «maestra di vita» e di cui ora si teorizza, senza alcun problema e forse anche senza alcun senso dell'umorismo, la «fine». Dunque vale ancora la pena di perder tempo a studiarla, insegnarla, cercare di farla progredire? Osserverei due cora, partendo dalla mia personale attitudine e da un'esperienza più di insegnamento che di ricerca. Confesso di non essermi mai troppo appassionato alla domanda «a cosa serve?», riguardo alla Storia. In questo senso, il mio approccio è sempre stato di tipo emotivo, mosso da interesse e passione: ritengo possa bastare e resti comunque una premessa indispensabile. E tuttavia, col tempo, credo di essermi convinto che, proprio nel momento in cui sembra divenire più impotente nell'influenzare la realtà, la Storia, intesa come studio, ricerca e insegnamento, acquisti un valore educativo molto più profondo, di barriera contro molte cose: la semplificazione, lo schematismo, l'adesione acritica a mesaggi autoritari o fideistici, in ultima analisi l'intolleranza. Che è, in fondo, la funzione di qualsiasi seria conoscenza. In un momento *storico* (appunto!) nel quale, perfino a scuola, il termine «conoscenza» acquista talvolta un valore negativo, la Storia rafforza la sua funzione che rimane quella di far pensare di più. Come ogni ramo della cultura e della ricerca, che, dove sia seria, non «serve» a niente se non a quello a cui ciascuno riesce a farla servire. Uno strumento che può essere usato male, ma non averlo rappresenta un grave elemento di povertà.

Giuseppe Fossati, Direttore e docente di Storia al Liceo di Bellinzona

MEIN VERHÄLTNIS ZUR HISTORIE?

Ambivalent, von Brüchen und Lücken geprägt, eine Wanderung auf dünnem Eis. Die *Umwege* waren mir immer wichtig, weil man dabei auf Unerwartetes, Unvorhergesehenes stösst. Von der «weichen» Literaturwissenschaft herkommend, sehnte ich mich einst nach den harten Fakten der Geschichte – bis mir klar wurde, dass sich auch diese nur als Erzählung, als subjektive Sinnkonstruktion begreifen und vermitteln lässt. Entscheidend – und vielfach unterschätzt – ist die Art und Weise, *wie* die Fakten zu einem Text verwoben werden. Die *Textur* stellt die Beziehungen her zwischen den einzelnen Tatsachen, sie erst schafft Bedeutung. Und dabei werden die Tatsachen zu Zeichen, die über sich selbst hinausweisen.

Daher mein Interesse am symbolischen Potenzial der Tatsachen; an der fiktiven Komponente der Geschichtsschreibung; an der Historie als offenem Zeichensystem. Daher auch mein Interesse an der Fotografie, die wie kaum ein anderes Medium Fakten und Fiktion in sich vereint, Wirklichkeit immer nur als wahrgenommene Wirklichkeit darstellt und so – auch was die Vergangenheit betrifft – zu bewusster Interpretation herausfordert. Für die historische Forschung sind Fotografien gerade deshalb interessant, weil sie *keine* Dokumente sind.
Die Macht der Geschichte? Beruht eben zum grossen Teil auf der symbolischen Potenz der Tatsachen und Ereignisse, und die hat weniger mit der historischen Realität als mit den Sensibilitäten einer Gesellschaft in der Gegenwart zu tun. Die Geschichtsforschung produziert in diesem Sinn immer auch Erzählungen über die Gegenwart, in gewisser Hinsicht durchaus vergleichbar den Werken der Kunst und der Literatur. Ihre Wirkung hängt von der Kraft dieser Erzählungen ab – von einer Kraft, die stärker dem Irrationalen als dem Rationalen verpflichtet ist.
Aus der Geschichte lernen? Nein, wenn man damit meint, dass das Faktenwissen über die Vergangenheit zum Verständnis der Gegenwart beiträgt. Ja, wenn man akzeptiert, dass Lernprozesse vor allem darin bestehen, die Dinge der Welt immer von neuem in eine sinnvolle Ordnung zu bringen. Die Erzählungen der Geschichtsforschung tragen so viel oder so wenig dazu bei wie die Werke der Kunst und der Literatur.

Peter Pfrunder, Schweizerische Stiftung für die Photographie

GESCHICHTE AUS GESCHICHTEN

> «Die Geschichtsschreibung braucht sich vor keiner Invasion zu schützen. Sie muß sich nur mit ihrem eigenen Namen aussöhnen.» (Jacques Rancière, *Die Namen der Geschichte,* 150)

In der Mitte des 18. Jahrhunderts sprach Johann Martin Chladenius, von den unterschiedlichen «Sehe-Punckte von derselben Sache» und betonte, «dass Personen, die eine Sache aus verschiedenen Sehe-Puncten ansehen, auch verschiedene Vorstellungen von der Sache haben müssen».[2] Mit der Professionalisierung der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert schien sich diese mögliche Perspektivenvielfalt ganz wesentlich zu reduzieren. Die Geschichte hatte

nun eine Erzählung zu bedienen, die auf die Entwicklung von Staat und Nation fokussiert war. Dieser Engführung entsprach die Betonung des Primats der Politik und die Bevorzugung archivalischer Quellen als Medien institutioneller, staatlich-obrigkeitlicher Erinnerung. Trotz der fundamentalen Kritik der Sozial- und Gesellschaftsgeschichte an dieser Zentrierung änderte sich im Laufe des 20. Jahrhunderts lange an zwei wesentlichen Merkmalen wenig: Zum einen war die eigene Erzählung jeweils in ein dominantes, relevanzsicherndes und die Erzählung homogenisierendes Metanarrativ des Fortschritts eingefügt, zum anderen blieben weiterhin Frauen, Geschlechterbeziehungen und das so genannt Private jenseits der Geschichte dem Bereich von Natur, Biologie und Dilettantismus zugewiesen.

Neue Perspektiven und Blickpunkte in dieses fest etablierte Ordnungsgefüge brachten die historische Anthropologie, die Mikro- und Alltagsgeschichte und vor allem die Frauen- und Geschlechtergeschichte. Sie verschafften neuen Stimmen Gehör und boten so die Möglichkeit, neue Akteure und mit ihnen neue «Sehe-Puncte» und die dazu gehörenden Geschichten in die Geschichte einzuführen. Zugleich erlauben die vielen gleichzeitigen Stimmen und ungleichzeitigen Interpretationen eine wesentliche Erweiterung: Die Historisierung von Wahrnehmung und Bedeutung steht in enger Wechselwirkung mit der Reflexion der Historizität scheinbarer Naturtatsachen.

Die Vervielfältigung von «zugelassenen» Geschichten macht eine komplexere, spannendere, vielfältigere und oft auch mehrdeutige Geschichte möglich. Der Überschuß an Energie, der in fast allen Geschichten steckt, erlaubt es, offene Geschichte(n) zu schreiben;[3] ihre narrative Struktur gestattet es gleichzeitig, den «roten Faden» nicht zu verlieren. Einer solchen Geschichtsschreibung, so hoffe ich, wird die Vermittlung von Strukturen mit Handlungen, Erfahrungen und Wahrnehmungen leichter gelingen; sie wird durch einen polyphonen Umgang mit Geschichten Beliebigkeit nicht auf Kosten von Vielstimmigkeit vermeiden. Geschichte aus Geschichten zu schreiben zielt nicht auf eine einzige, neue hegemoniale Erzählung, die disziplinär abgesicherte Definitionsmacht garantiert. Vielmehr verbinde ich mit dieser Form der Geschichtsschreibung die Hoffnung auf strukturierte Vielfalt, auf «Sehe-Puncte», welche die Möglichkeiten von Geschichte(n) aufschliessen und so dazu beitragen, einfache Gewissheiten wirkungsvoll zu hinterfragen.

Susanna Burghartz, Privatdozentin an der Universität Basel

GRABE, WO DU STEHST!

Wenn Historiker das Verhältnis von Macht und Geschichte thematisieren, denken sie meistens an die Konfrontation mit wissenschaftsfremder Macht und politischer Einflussnahme. Da dieses Kurzstatement persönlich sein soll, hätte ich als einer, der mit einer ganz spezifischen politischen Instrumentalisierung von Geschichte und Tradition im Zusammenhang der Jubiläumskonstellation 1986–1998 anlässlich des Sempacher Jubiläums wohl als Erster in Berührung gekommen ist und sich gegen den Vorwurf «staatsgefährdender» Aktivität hat wehren müssen,[4] einiges hierüber zu berichten.

Die Grunderfahrung meiner Tätigkeit als Historiker ist jedoch eine andere. Nämlich die, dass der Wissenschaftsbetrieb der Geschichte – natürlich nicht nur er – selbst durch Macht infiziert ist.

An der ältesten Universität der Schweiz ist es Brauch, nach der Promotion auf das Dekanatszepter einen Eid abzulegen, dass man bei der wissenschaftlichen Arbeit nur der Wahrheit dienen wolle. Ich gestehe, dass ich als frischgebackener Doktor beeindruckt war und dass ich noch heute versuche, dieser Verpflichtung nachzuleben, auch wenn der Wahrheitsbegriff seine Unschuld längst verloren hat und selbst zum Problem geworden ist. Die Erfahrung zeigt aber, dass vieles, was im Wissenschaftsbetrieb geschieht, nicht von diesem Bemühen um «Wahrheit» geleitet ist, sondern von anderen Motiven. Für die Kenner der Szene ist es eine Binsenwahrheit, dass es häufig wenn nicht meist um Bewahrung von Machtpositionen geht: um errungene und erarbeitete Definitionsmacht, welche Anschauung zu gelten habe, um durch Schulbildung aufgebaute Macht zur Behauptung des eigenen Ansatzes gegenüber anderen, um Macht der Etablierten gegen die «Nachrückenden», vom Machtmissbrauch aus allzu menschlichen Motiven heraus ganz zu schweigen. Macht klebt an etablierten Positionen im Wissenschaftsbetrieb, und ihr einfachstes Mittel ist das Verhindern. Das macht es neuen Interpretationsansätzen, unorthodoxen Historikerinnen und Historikern oder frischen Nachwuchskräften so schwer, sich in den Wissenschaftsbetrieb einzubringen. Deshalb tut sich das Establishment so träge, Transparenz zu schaffen. Unterzöge man sich der Mühe, liesse sich abschätzen, was an Unorthodoxem, Innovativem und Originellem wie lange aus solchen Gründen verzögert wurde, ganz ohne dass es unstatthafter politischer Einflussnahme bedurft hätte.

Und dennoch: Hat Macht der Wissenschaft nur geschadet? Hat sie nicht auch bisweilen zur Durchsetzung neuer Ansätze beigetragen? Spätestens hier wird die Ambivalenz von Macht ersichtlich. Vielleicht hilft aus diesem Dilemma, wenn im Sinne des Basler Doktoreids jede und jeder hinter dem Lippenbekenntnis «nur im Interesse der Wissenschaft zu handeln» nach den eigenen,

verdeckten Motiven graben und – warum nicht? – die Konsequenz ziehen würde. Drum grabe, wer Geschichte und Macht reflektiert, zunächst dort, wo er steht.

Guy P. Marchal, Professor für Geschichte an der Universität Luzern

ENTRE MEMOIRE ET HISTOIRE

C'est apparemment un trait récurrent de la postmodernité que de tracer une limite nette entre histoire et mémoire.[5] La première se fonderait sur des témoignages plus ou moins fiables et dans cette mesure elle devrait être libérée du paradigme de la trace, de l'obsession de l'empreinte qui orienterait la seconde, qu'elle soit individuelle ou collective. Or, même s'il n'est assurément pas un de nos collègues, Thucydide dit fonder son travail de premier historiographe aussi bien sur les témoignages *(tekmêria)*, qui peuvent être ceux des poètes quand il s'agit du passé éloigné de la Grèce classique, que sur les indices visibles *(sêmeia)* que l'on décèle et déchiffre par exemple dans le paysage. Pour l'historien de la Guerre du Péloponnèse le témoignage peut se situer du côté de la mémoire de même que la trace peut fonder l'histoire! Témoignages et indices sont à retravailler. Preuves en soient les discours que Thucydide fait tenir aux protagonistes de l'action politico-militaire: il affirme les restituer au plus près de l'opinion générale exprimée dans les paroles réellement prononcées.[6] De là cette extraodinaire démonstration quant aux mobiles humains relatifs à l'exercice du pouvoir.

Car c'est bien ce que met au jour l'analyse de discours dans les pratiques textuelles des historiens nos contemporains:[7] une fabrication de l'histoire non plus en tant que flux temporel vécu individuellement et socialement, mais comme produit discursif dans un processus de référence extrêmement complexe à l'égard d'une réalité dont on rend compte à partir de traces et de témoignages parfaitement hétérogènes. Dans la construction discursive de l'histoire, il faut non seulement compter avec la mise en intrigue narrative impliquant la logique d'enchaînement et de causalité dans laquelle elle engage les protagonistes anthropomorphes ou non de l'action historique, mais aussi avec les procédures rhétoriques du «faire voir», en coïncidence par exemple avec les images évoquées dans la mémoire; et surtout il s'agit de tenir compte des pratiques argumentatives sur les mobiles qui placent l'«événement» historique au sein d'une conjoncture multiforme et en général hiérarchisée,[8] l'ouvrant ainsi au domaine de l'explication, sinon à celui de la preuve.

C'est dire qu'en tant que praticien des sciences humaines, l'historien est par définition impliqué dans son propre discours et par conséquent dans la «fiction» qu'il fabrique. Mais, toute fictionnelle qu'elle soit, il s'agit d'une construction référentielle, issue d'un acte individuel ou collectif de *mimêsis*. Pour être orienté par un sujet forcément engagé dans le présent et marqué par la mémoire de la communauté culturelle et idéologique à laquelle il appartient, cet objet construit peut et doit avoir un impact sur ce présent. Tout en dépendant d'une mémoire, tout en cherchant à la remodeler, tout en subissant l'inévitable tension entre documentation et configuration du passé pour une communauté de croyance donnée, l'historien est forcément confronté, en tant qu'acteur social travaillant sur le symbolique, à la mémoire sur laquelle se fonde en particulier toute forme de pouvoir. De là son engagement critique, de là sa responsabilité sociale et politique, qu'on le veuille ou non.

Claude Calame, Professeur à l'Université de Lausanne

MACHT UND OHNMACHT DER GESCHICHTE

Wenn ich über Geschichte im Allgemeinen oder über deren Macht und Ohnmacht im Besonderen schreibe, so tue ich das zwar persönlich, als forschender und lehrender Historiker. Ich kann und will aber dabei nicht abstrahieren von meinem Beruf als Archivar und von meiner Funktion als Direktor des Schweizerischen Bundesarchivs. Es geht mir also um die Frage nach der Rolle des Schweizerischen Bundesarchivs für die Geschichtsschreibung und damit indirekt für die gesellschaftlichen Lernprozesse.

Ich gehe dabei vom alten Symbol für Archive, vom doppelgesichtigen Janus, aus. Dessen eines Gesicht ist gegen die aktenproduzierenden Behörden gerichtet und versinnbildlicht die Sicherung der Unterlagen. Das andere Gesicht richtet sich auf die Benutzenden und entspricht der anderen Kernaufgabe der Archive, nämlich der Vermittlung.

Zweifellos liegt die staats- und gesellschaftspolitisch relevanteste Funktion der Archive in der Sicherung und Bewertung. Selbstverständlich bemühen wir uns um eine möglichst systematische *Sicherung* der Unterlagen. Das ist aber leichter gesagt als getan. Abgesehen von einem eklatanten Ressourcenmangel erschweren informationstechnische, organisatorische und andere Rahmenbedingungen eine systematische bzw. flächendeckende Betreuung aller aktenproduzierenden Bundesstellen. Das gilt insbesondere für die elektronische Aktenproduktion, die in erhöhtem Masse ein systematisches Records Management

erfordert. Dazu kommt, dass nur die wichtigsten Unterlagen archiviert werden können, höchstens 15 Prozent der produzierten Akten. Und da liegt natürlich das Schlüsselproblem der modernen Archivtheorie und -praxis und gleichzeitig die gesellschaftliche Schlüsselfunktion der Archive.

Das Schweizerische Bundesarchiv hat differenzierte Kriterien und Methoden für eine möglichst systematische Bewertung der Unterlagen erarbeitet. Auch die gesetzlichen Grundlagen sind mit dem Bundesgesetz über die Archivierung vorhanden. Aber abgesehen von den Ressourcenproblemen kommen natürlich in der Selektionsproblematik die unvermeidbare Subjektivität, der Erfahrungs- und Erkenntnishorizont der Archivarinnen und Archivare zum Tragen. In der Sicherung und vor allem in der Selektion liegen zugleich Macht *und* Ohnmacht der Archive und damit der Geschichte!

Wenden wir uns nun dem anderen Gesicht des Janus, der *Vermittlung* des Archivguts, zu: Die Archive haben auch hier eine gesellschaftspolitisch relevante Funktion: Je nach dem, wie offen oder restriktiv, systematisch oder willkürlich das Benutzungsrecht geregelt bzw. gehandhabt wird, ist die historische Forschung erleichtert oder erschwert. Auch in der Erfüllung dieser Aufgabe der Vermittlung wären aus der Geschichte und Gegenwart der Archive viele Beispiele von Macht und Ohnmacht, Recht und Willkür zu vermelden, auch für die so gesetzestreue und ordentliche Schweizerische Eidgenossenschaft. Insgesamt kann ich aber festhalten, dass das Schweizerische Bundesarchiv mit seinen neuen gesetzlichen Grundlagen ein Optimum an Offenheit, Zugänglichkeit und Rechtmässigkeit erreicht hat. Dieses liegt meines Erachtens darin, dass in der neuen Gesetzgebung ein Ausgleich des alten Zielkonflikts zwischen öffentlichen und privaten Schutzinteressen (Persönlichkeits- und Datenschutz) einerseits und den ebenso öffentlichen wie privaten Offenlegungsinteressen andererseits erreicht wurde: ein Recht auf unentgeltlichen Zugang zum Archivgut nach einer allgemeinen Schutzfrist von 30 Jahren, mit klar normierten Ausnahmen.

Das ist zwar nicht das Paradies auf Erden, eröffnet aber der historischen Forschung und damit dem gesellschaftlichen Lernprozess buchstäblich *ungeahnte* Möglichkeiten. *Das* ist in meinen Augen die wahre Macht – oder präziser: das Machtpotenzial – der Archive und meine Motivation als Archivar: Transparenz schaffen, historische Vorgänge und Zustände rekonstruieren helfen, kollektive Erinnerung und damit gesellschaftlichen Fort-Schritt ermöglichen!

Christoph Graf, Direktor des Schweizerischen Bundesarchivs

WIESO ICH HISTORIKERIN WURDE

Wie oft habe ich mich selber gefragt, warum ich Historikerin wurde. Waren es die packenden Schulstunden der Sekundarlehrerin oder eher die vielen historischen Bücher und Zeitschriften meiner Eltern? Sicher ist nur eins, ich wurde nicht Historikerin aus einem spezifischen Interesse an gesellschaftlichen und politischen Fragen, sondern Neugierde und die Freude an Geschichten waren entscheidend für meine Studienwahl. Und diese Neugierde, die Freude am Hinterfragen und die Lust am Recherchieren sind immer noch äusserst gewichtige Impulsgeber für mein heutiges Schaffen.

Doch hat mein ambivalentes Verhältnis zu meiner Herkunftsregion, geprägt durch die Auseinandersetzung mit dem noch in den 1970er- und 1980er-Jahren dominierenden Filz von Notablen, Bauunternehmern und Klerus und mit der wirtschaftlichen Dominanz des Alusuisse-Lonza-Konzerns, meinen Sinn für die historische Bedingtheit der gesellschaftspolitisch relevanten Fragen der Gegenwart verschärft. Ohne meine Politisierung und mein Engagement im Kritischen Oberwallis hätte ich mich nicht der Schweizer Geschichte zugewandt. Aber ebenso entscheidend war mein Engagement in der FBB (Frauenbefreiungsbewegung) und der Infra (Informationsstelle von Frauen für Frauen), wo ich während meiner ersten Schwangerschaft und mitten während der Kampagne für die Fristenlösung (1977) Frauen aus verschiedensten Milieus zu einer Abtreibung verhalf.

Der Entschluss, zusammen mit Heidi Witzig analog zum Quellenband zur Arbeiterbewegung eine Dokumentensammlung zur Geschichte der Frauen in der Schweiz herauszugeben, ist ohne diese persönlich geführten geschlechter- und machtpolitischen Auseinandersetzungen so nicht denkbar. Sie beeinflussen mein Verhältnis zur Geschichte bis heute. Keine meiner Forschungen waren nur von einem rationalen Interesse getragen, sondern immer mit bedingt durch eine auch emotional gefärbte kritische Haltung gegenüber Machtkonstellationen einerseits und durch einen aufklärerischen Anspruch anderseits, auch wenn ich diesen zunehmend relativiere.

Zwar ist es offensichtlich, dass ohne die kritische Geschichtswissenschaft, das Eigenbild der Schweiz sich im letzten Jahrzehnt nicht dermassen verändert hätte. Trotzdem hat Geschichte im politischen Alltag weiterhin vor allem Legitimationsfunktion. Dieser Problematik wurde ich mir selber bewusst, häuften sich doch die Erwartungen verschiedener Gruppierungen, dass ich auf Grund meines Engagements mit einer eindeutigen Auslegung von Forschungsresultaten, gesellschaftskritische Positionen historisch zu untermauern habe. Vor allem die Bereitschaft, mich auch als frei schaffende Historikerin mit den sich ändernden theoretischen Fragestellungen in der Geschichtswissen-

schaft zu beschäftigen, schützen mich vor simplen Deutungen und animieren mich, mich nicht nur mit der jüngsten und politisch direkt verwertbaren Geschichte zu beschäftigen.

Elisabeth Joris, Historikerin Zürich

Notes / Anmerkungen / Note

1 Vgl. Carlo Ginzburg, *Der Richter und der Historiker,* Berlin 1991, 27.
2 Zitiert nach Gisela Bock, «Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte», *Geschichte und Gesellschaft* 14 (1988), 370.
3 Vgl. Joan W. Scott, «Nach der Geschichte?», in *WerkstattGeschichte* 17 (1997), 5–23.
4 Jörg Zumstein, «Dankbar und wachsam!» und Guy P. Marchal, «Historische Forschung ist staatsgefährdend!», in *Sempacher Schlachtjahrzeit. Offizielle Festzeitung 1988.*
5 Voir Paul Ricœur, «La marque du passé», *Revue de Métaphysique et de Morale* 1 (1998), 7–31, ainsi que la Conférence Marc Bloch prononcée à l'EHESS et transcrite dans *Le Monde* (interactif) du 14 juin 2000.
6 Thucydide 1, 10, 1–4 et 1, 21, 1–22, 4.
7 Voir par exemple Philippe Carrard, *Poétique de la Nouvelle Histoire. Le discours historique en France de Braudel à Chartier,* Lausanne 1998.
8 Voir en particulier Paul Veyne, *Comment on écrit l'histoire. Essai d'épistémologie,* Paris 1971.